



Linda Lê

Roman

FLUTwelle

Deutsch von Brigitte Große

DÖRLEMANN

DÖRLEMANN
eBook

Linda Lê

FLUTwelle

Roman

Aus dem Französischen von Brigitte Große

DÖRLEMANN

Die Originalausgabe »Lame de fond« erschien 2012 bei Christian Bourgois éditeur.

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds für die Unterstützung ihrer Arbeit.

eBook-Ausgabe 2014

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2012 by Christian Bourgois éditeur

© 2014 by Dörlemann Verlag AG, Zürich

Umschlaggestaltung: Mike Bierwolf

Satz und E-Book-Umsetzung: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-908778-59-2

www.doerlemann.com

Meinen Schwestern

Tiefe Nacht

Van

Zu meinen Lebzeiten habe ich nie viel geredet. Jetzt, wo ich unter der Erde liege, bleibt mir genügend Zeit für Selbstgespräche. Seit der Sargdeckel über mir zugefallen ist, bin ich nur noch von einem Wunsch beseelt: Rechenschaft abzulegen, meinen Anteil an dem, was passiert ist, zu klären und ein paar erhellende Hinweise auf das Drum und Dran des Dramas zu geben, das höchstens als kleine Meldung unter »Verschiedenes« auftaucht. Ich neige nicht zur Reue, aber ich muss mein Gewissen prüfen, so überflüssig das nun auch sein mag. Man wird mich in Erinnerung behalten als einen, der immer auf Kompromisse setzte und Sachen gern auf die lange Bank schob, um niemanden aufzuregen oder mangels Diplomatie die Dinge noch zu verschlimmern. Ich bin keiner von diesen Pedanten und Besserwissern, die überzeugt sind, alle anderen in die Tasche zu stecken. Nein, ich habe mich stets bemüht, meine Umgebung nicht zu behelligen, nicht nur, weil mir vor häuslichen Zwistigkeiten graut, sondern weil mir Probleme einfach nicht liegen. Es gibt nichts Kostbareres als den Seelenfrieden, und trotz aller Schicksalsschläge hätte ich gern meine Ruhe gehabt. Wahre Orkane sind durch meinen Schädel gerast. Vielleicht habe ich in einem früheren Leben etwas Schreckliches verbrochen und musste in meinen letzten fünfzig Jahren dafür bezahlen. Ich glaube an nichts, an einen Rächergott so wenig wie an einen alles

verzeihenden Wiederauferstandenen. Aus den Lehren des Buddhismus konnte ich keinen Gewinn ziehen, und von den Predigten Bossuets habe ich nur die Stilübungen behalten. Da ich trotz meiner Abneigung gegen Religionen einen Hang zum Spiritualismus hatte, interessierte ich mich schon immer für Probleme, die das menschliche Begriffsvermögen übersteigen. So versuchte ich, die Mysterien der Teleologie zu durchdringen, mit den Sensualisten die Lust der Ästhetik zu erfahren und den Romantikern das Streben nach dem Unendlichen abzulauschen. Um meine Seele zu stärken, verleibte ich mir das Mark der kräftigendsten Prosa ein, aber wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, tauschte ich damit den Zweifel gegen eine Wissenschaft, die kaum geeignet war, mir zu helfen und meine Irrungen zu entwirren. Ich stürzte mich auf die Literatur in der Hoffnung, wenn schon nicht mein Glück darin zu finden, so doch zumindest lebhaften Gefallen an überraschenden Einfällen. Davon gibt es ein paar fragmentarische Überbleibsel, blinkende Sterne in einer weit entfernten Galaxie: Vautrin und Madame Verdurin, Molloy und Bardamu, Ah Q und Sganarelle, Ahab und Salome, Philoktet und Ophelia ... eine unvollständige Liste, in der noch die Nebenfiguren fehlen, die ich einmal mit Vergnügen klassifiziert habe (eine vollkommen absurde Fleißarbeit). Aber in meinem armen Kopf geht es drunter und drüber.

Meine Arbeit als Lektor, die ich zum Überleben brauchte und anfangs auch sehr ernst genommen habe, hat mein Gedächtnis eher ruiniert als trainiert. Die tägliche Fron an Manuskripten und Fahnen trug zu einer Veränderung meines Charakters bei, der immer verkniffener wurde, während meine sichere Beherrschung der Rechtschreibregeln tagtäglich auf beklagenswerte Weise nachließ. Ich achtete immer weniger auf falsch gebrauchte Wörter, schlecht

gebaute Sätze oder hinkende Metaphern. Ich übersah Satzfehler und Doubletten. In den Verlagen fiel das gar nicht auf, ich bekam weiter Aufträge, an denen ich wie ein kleiner Änderungsschneider herumretuschierte, ohne mit dem Herzen dabei zu sein. In meinen Anfängen war ich ein Ayatollah des Purismus, ich duldeten keinen Anglizismus, kein Irgendwie, keinen Missbrauch von Neologismen, keine Schlamperei unter dem Vorwand, das sei modern. Es empörte mich, wenn ein Autor sich nicht der Disziplin der Syntax unterwarf, Satzzeichen nach Belieben über den Text verstreute oder sich angeblich gewagte, tatsächlich aber missglückte dichterische Freiheiten erlaubte. Wenn da zu viele Relativpronomen waren, strich ich Sätze zusammen oder schrieb sie um. Irgendwann schlich sich der Schlendrian ein. Husch, husch schluderte ich meine Arbeit hin und verdarb mir nicht mehr die Augen bis in die Puppen, um jedes Detail genau unter die Lupe zu nehmen. Der Großteil der schwerverdaulichen Romane, die ich lektorierte, war der Mühe des Verbesserns nicht wert, nur ab und zu stieß ich auf Seiten, schmackhaft wie sonnensatte Orangen. Wenn ein Meister der Prägnanz Perioden verkürzte und verdichtete oder ein Text von Wortraritäten oder Dialekt strotzte, war ich in meinem Element. Ich sage selbst auch lieber Firlefanz statt Unsinn oder dass etwas keinen Pfifferling wert ist statt keinen Pfennig, die Hasskappe aufhaben statt wütend sein, und ich mag Ausdrücke wie Fisimatenten, über den Löffel barbieren, kosen, Ganove und gut betucht sein ... Kurz, um es weniger altbacken zu formulieren, ich bin eher out als in und alles andere als hip.

Vielleicht sind Ausländer (und ich bin einer), die eine Sprache nicht vor Ort lernen, sondern indem sie Klassiker lesen, empfänglicher für altertümliche Wendungen. Sie glauben, dass sie in ihrem Munde nicht anachronistisch

klingen, sondern das Siegel einer gelungenen kulturellen Anpassung sind. Dass solche Ausdrücke den Anschein ihres Aussehens widerlegen. Dass die Beherrschung der Feinheiten der angenommenen Sprache die Neunerprobe ihrer Verwurzelung im Asylland ist. Nicht genug damit, dass sie alte Wendungen wiederbeleben, würzen sie ihre Rede mit deftigen volkstümlichen Begriffen, die ihre Schwäche fürs Idiomatiche zeigen sollen. Ich, der die Schulbank im französischen Lycée von Saigon gedrückt hatte, wurde erst mit Racines Poesie gefüttert und dann von Mitschülern in den Dialekt eingeführt, gewählt zu sprechen ist für mich keine Hürde, Vulgarität ist mir nicht fremd, und das kunterbunte Idiom der Städte beherrschte ich schon, bevor ich nach Paris kam.

Ich liege auf dem Friedhof von Bobigny. Vor Kurzem hatte ich die Gelegenheit, Karten für zwei Theaterabende im hiesigen Kulturhaus zu ergattern, Inszenierungen von Deborah Warner und Lev Dodin. Nach einer dieser Aufführungen sagte ich zu meiner Frau Lou, dass ich gern in der Nähe dieses Vorstadttheaters begraben werden würde, wenn ich einmal ins Gras beißen sollte. Und sie hat mich beim Wort genommen: Mein Grabstein steht nur zwei Schritte von den Stadttürmen entfernt. Am Tag meiner Beisetzung, einem Dienstag im Oktober, schüttete es wie aus Eimern. Die Luft war frisch, ein starker Wind wehte, es gab weder Blumen noch Kränze, und nur eine Handvoll Menschen begleitete mich zu meiner letzten Ruhestätte. Ulma, die ewig junge Ulma in einem sandfarbenen Kleid und beigefarbenem Trench, wirkte trotz ihrer hohen Absätze winzig unter ihrem riesigen Schirm. Die drei Nachbarn aus dem Haus, die ich damals, als ich mich noch um gute Beziehungen zu meinen Mitmenschen bemühte, zu meiner Einweihungsfeier eingeladen hatte, waren gekommen. Die

Verleger, für die ich gearbeitet hatte, fühlten sich verpflichtet, ihre Pressebeauftragten zu schicken. Zwei Kollegen, beides verdiente Linguisten, trugen den Sarg. Meine Frau im anthrazitgrauen Kostüm und grauem Gabardinemantel hatte geschwollene Augen und ein nervöses Zucken um die Mundwinkel. Hugues, mein Waffenbruder, ein Jansenist der Literatur, hielt eine Rede auf mich, den Exilierten, der das Französische besser beherrscht habe als die Einheimischen (das war ein bisschen übertrieben), den scharfsinnigen Leser (der sehr heikel geworden war in der Auswahl seiner Lektüre, hätte er hier noch hinzufügen sollen), den Lektor, der das Stilbewusstsein bis zum Äußersten trieb (eine Überschätzung, aber das war mein Ruf), den Stachanow-Arbeiter (zwangsweise, weil pro Seite bezahlt), den begnadeten Briefeschreiber (nicht Möchtegernschriftsteller!), der seine Briefpartner so reich beschenkt habe, den lakonischen Gesprächspartner, der sich selbst nicht gerne reden hörte, den Cineasten, der nicht nur für Murnau und Dreyer schwärmte, sondern auch für Eustache und Cassavetes, Kiarostami und Sokurov (wie viele Sonntage habe ich damit zugebracht, mir ihre Filme wieder und wieder anzusehen!), den Weltbürger ohne Vorurteile (Ruhm und Preis den Übersetzern, die mich von den Visa für die Antipoden erlösten!), den Wohltäter, der jeden Moment der Muße der Ausstattung eines Bücherbusses gewidmet habe (es war meine Schwäche, Immigranten zum Lesen verführen zu wollen), den treuen, hilfsbereiten Freund (mit dem kleinen Fehler, dass er sich für unentbehrlich hielt), den Gatten, der sich stets bemüht habe, der unvermeidlichen Eheroutine etwas entgegenzusetzen (da waren meinem Laudator ein paar Details entgangen), den Vater, der weder allzu cool noch allzu beschissen rüberkam (wie meine Tochter gesagt hätte;

Hugues, seines Zeichens Spezialist für das 18. Jahrhundert, drückte sich natürlich gewählter, wenn auch nicht ganz so treffend aus). Alles in allem sei der Welt mit mir eine herausragende Persönlichkeit abhandengekommen, mein Tod reiße eine Lücke, die niemand ausfüllen könne, die Verlagslandschaft habe einen ihrer besten Mitarbeiter verloren, und meine Familie stehe nach diesem unersetzlichen Verlust ohne Oberhaupt da.

Anschließend las meine Tochter Laure in ihrer Gothic-Verkleidung ein Gedicht von Pierre Reverdy vor, »Zum Traumsprung«, das so beginnt:

*Wie ich mich selbst verstand
auf meinem Begräbnis
in jener Nacht
Die Hände auf der Brust gefaltet
sah ich der Trauerfeier zu
und hielt den Gedanken an meinen Tod kaum aus.*

Es tat weh, sie so zu sehen, die kleine Laure in ihrem langen dunklen Mantel, dem unförmigen Pullover, unter dem sich ihr Nabelpiercing abzeichnete, mit dem Pentagramm um den Hals, der purpurnen Strähne im rabenschwarzen Haar, den schwarz bemalten Nägeln und Lippen. Die Wimperntusche zerfloss und rann ihr in schwarzen Streifen über die Wangen. Sie hatte einen ganzen Vormittag in meiner Bibliothek gestöbert und Anthologien durchgeblättert, bevor sie sich für die Verse Reverdys entschieden hatte. Wäre es nur von ihr abhängig gewesen, hätte sie wahrscheinlich lieber etwas Elektrisierenderes zitiert, zum Beispiel einen Text aus Marilyn Mansons Album *Holy Wood* (»In the Shadow of the Valley of Death«):

*We have no future
heaven wasn't made for me
we burn ourselves to hell
as fast as it can be ...*

Sie weiß aber ganz gut, dass ich Satanismus nur in homöopathischen Dosen vertrage, und an diesem besonderen Tag war es ihr wichtig, mir zu gefallen – immerhin erinnerte sie sich an Momente der Komplizenschaft zwischen uns. Vor ein paar Monaten nämlich hatten wir Krach miteinander, ich warf ihr vor, dass sie die Schule schwänzte, zu unmöglichen Zeiten heimkam, stur vor sich hin büffelte, ohne aus dem Gelernten Lehren zu ziehen, mich anschaute wie ein Schaf, wenn ich ihr ein Buch außerhalb des Lehrplans vorschlug, abhaute, wenn ich Meinungsverschiedenheiten zur Sprache brachte, alles in Bausch und Bogen verdammte, einfach nur pubertär war wie viele andere – da müsse ich eben ab und zu ein ernstes Wort mit ihr reden. Mit der ganzen Hoheit ihrer siebzehn Jahre gab sie zurück, ich sei einfach nur alt und langweilig (ich war gerade sechsundvierzig geworden, aber in ihren Augen schon reif für die Geriatrie), aber sie sei immun gegen meine deprimierenden Lebensweisheiten, die ihr vielleicht mit sechzig was bringen würden, aber jetzt, in der Blüte ihrer Jugend, könne sie echt drauf verzichten. Ich möge sie bitte verschonen mit meinem ständigen Gemecker. Sie nannte mich nicht mehr Papa, sondern bei meinem Vornamen, und fand es ungemein komisch, immer wieder zu sagen: »Mann, Van, wann meckerst du mich nicht mehr an, Van?« Außerdem wäre sie mir total dankbar, wenn ich nicht jedes Mal ausrasten würde, bloß weil es mir nicht passte, dass sie auf Raves ging, Joints drehte, mit einem Punk zusammen war, an einem Tag Grunge trug und sich

am nächsten Kettengürtel und Kampfstiefel kaufte, von allen Fächern nur das elementarste Grundwissen beherrschte, für ihre Hausarbeiten Bios aus dem Netz herunterlud, beim Probeabi schummelte, Namen von Schriftstellern verhunzte, deren Romane sie mal eben überflogen hatte, billige Fantasy-, Vampir- und Zombiegeschichten verschlang, alles für Quatsch hielt, was sie nicht raffte, erst einen Arschtritt brauchte, um Geo zu lernen, sich nachmittags lieber verzog, statt die Kapitel über den Kolonialismus zu wiederholen, gähnte, wenn ich ihr Stummfilme zeigte, aber Griffith super fand und Stroheim geil mit seinem Monokel und den abgefahrenen Drehbüchern, nur ins Kino ging, wenn Katastrophenfilme liefen, Strophen aus den Songs einer angesagten Gruppe abkupferte und an ein Fanzine schickte, auf die Kunsthochschule gehen wollte, obwohl sie sich nur für Pop-Art und ein bisschen für deutschen Expressionismus interessierte, dass ich sie immer ins Museum schleppen und ermahnen musste, die Ausstellungskataloge durchzublättern, dass sie mir »Misoneismus« vorhielt, ein Wort, das sie aus dem Hut gezaubert hatte, um meinen Widerwillen gegen alles Neue zu beschreiben. Deshalb war ich angeblich von vorgestern, ein Dinosaurier, weil ich mich dem Jugendwahn verschloss. Obwohl ich ein linkes Wochenblatt abonniert hatte und mit revolutionären Gruppen sympathisierte, war ich in ihren Augen ein alter Retro, weil ich die Schnauze voll hatte von all den Maulhelden, den erst zu Maoisten, dann zu kurzsichtigen Taktierern mutierten Stalinisten, den Empörten, die nichts in der Birne hatten, als sich mit den Bullen zu prügeln – zwanzig ausgebrannte Wannen, drei zerdepperte Wartehäuschen, schon waren sie zufrieden. Nein, ich hatte höhere Ziele: die Machtergreifung durch die Bewohner der Schlafstädte, eine Überschwemmung Galliens durch

fremdes Blut, die Multikulti-Feinden den Schlaf rauben würde.

Da sprach ich natürlich pro domo, ich, der Fidschi, der eine sehr hellhäutige waschechte Bretonin geheiratet und eine Tochter mit Alabasterteint, griechischer Nase, kohlschwarzen Haaren und Schlitzaugen gezeugt hatte. Die Ehe mit Lou hinderte mich daran, in die Kommunitarismusfalle zu tappen, der typische Rückzug von Heimatlosen, die unter ihrer Isolation leiden. Obwohl wir in Belleville wohnten, einem Viertel, in dem Asiaten Legion sind, waren meine besten Freunde keine Landsleute, sondern ein Maghrebiner (Rachid, ein hochgelehrter Syntaktiker) und der Sohn eines ashkenasischen Juden, der sich selbst als Kosmopolit bezeichnete (der liebe Hugues). Meine Nachbarn stammten aus Pakistan, Kosovo, Senegal ... Zur Abendessenszeit duftete es in den Fluren nach allen möglichen Gewürzen. Milchkaffeebraune Kinder spielten im Hinterhof, in jedem Stockwerk standen Kisten mit *Französisch für Anfänger*, kreolischen Wörterbüchern, fleckigen Krimis, Heftchenromanen, Elektro-CDs, Bollywood-Schinken oder Soap-Operas auf schwarz gebrannten DVDs, Klamotten und alten Schuhen herum. Bei den winzigen Wohnungen war das für die Mieter ein Weg, alles loszuwerden, was sie nicht mehr brauchten. Aus diesen Kisten konnten sich Mitbewohner oder Gäste nach Lust und Laune bedienen. Jeder stöberte im Vorbeigehen darin, nahm sich ein Buch heraus oder zwei, drei CDs, die er später wieder zurücklegte, wenn er genug davon hatte. Ab und zu befreite uns einer von der Emmaus-Gemeinde von dem alten Krempel, oder das Ganze wurde bei einem Anwohnerflohmarkt verramscht. Mit dem Geld fuhr man dann zur Porte de Clignancourt und brachte von dort ein geschnitztes Holzkästchen, eine Vintage-Jacke, gebrauchte

Taschenbücher oder Touristennippes nach Hause, die umgehend wieder in den Kartons an der Eingangstür landeten.

An den Wochenenden ließen Schlager, Rap und Rai vom Erdgeschoss, in dem ich wohnte, bis in den sechsten Stock die Wände wackeln, die so dünn waren, dass man die Abflussrohre der Nebenwohnungen gurgeln hörte. Menschen mit leichtem Schlaf hätten schon lange gegen diese Lärmbelästigung protestiert. Aber von uns beschwerte sich keiner. Ich steckte mir Ohropax in die Ohren oder hörte Ligeti über Kopfhörer, Laure stellte ihre Stereoanlage lauter und bedröhnte ihre Mutter mit Death-Metal-Getöse, bis ich einschritt und sie bat, leiser zu drehen und sich auf ihre Klassenarbeiten vorzubereiten, auch wenn ich dann in ihren Augen wieder der Oberlehrer war.

In der Grundschule war sie Klassenbeste, nun brachte sie vom Gymnasium nur noch schlechte Noten nach Hause und konnte die brilliantesten Schüler nicht mehr leiden. Den braven Mädchenkleidern entwachsen, hätte sie sich gern karnevalesk ausstaffiert, um ihr Anderssein zu betonen, doch da war Lou vor. Meine Frau rannte nie dem neuesten Schrei hinterher. Von diskreter Eleganz, wie es sich für eine Schuldirektorin ziemte, schminkte sie sich kaum, tönte nur leicht ihre Lippen, hielt ihre brünetten Haare mit einem schwarzen Band zusammen, trug meist Kontaktlinsen statt der Hornbrille mit den Lupengläsern, wählte die Halstücher passend zu ihren pastellfarbenen Pullovern, ihren Stiefeln und Mänteln, trug keinen Schmuck außer ihrem Ehering, lehnte Strass und Stickereien ab, ging nicht in fluoreszierenden Bodysuits zum Yoga und hatte nur Zeitloses im Schrank. Man könnte ihren Stil auch öde Klassik nennen, aber mir gefiel diese Schlichtheit.

Als ich sie vor zwanzig Jahren nach ihrem Staatsexamen kennenlernte, verblüffte sie mich durch ihren Mangel an Phantasie. Sie funktionierte wie ein Uhrwerk, ging montags joggen, mittwochs schwimmen, alle zwei Wochen in den Hamam, reiste nicht, verabscheute alles Unvorhergesehene (im Gegensatz zu Ulma, meiner schönen Ulma, die es, wie ich nachträglich feststellen musste, nicht leiden konnte, wenn alles von vornherein feststand), war ein einziges Mal mit einer Schlafmütze wandern, las nur Fachaufsätze oder Märchen für Kinder (Ulma dagegen liebte seit jeher Proust), rauchte und trank nicht (während ich ständig eine Kippe im Maul hatte und soff wie ein Loch), bestellte im Restaurant immer dasselbe und nie exotische Gerichte (die meinen Gaumen entzückten), aß zu Hause nur Müsli, weichgekochte Eier, geraspelte Karotten oder Selleriepüree, gönnte sich aber ab und zu, als Verstoß gegen ihre Diät, ein Boeuf bourguignon (während ich stolz darauf war, mit solchen Gewohnheiten gebrochen zu haben).

Mich hatten ihre türkisblauen Augen, ihr zarter Nacken und ihre schlanke Figur verführt. Im Laufe der Jahre gewöhnte sie sich an meine Art zu leben, die weniger Routine enthielt als ihre. Mit mir unternahm sie eine Nilkreuzfahrt, eine Rundreise zu den Städten Lateinamerikas, eine Tour durch die europäischen Metropolen ... Nach diesen Reisen waren wir oft völlig abgebrannt und wälzten unsere Erinnerungen abends bei einem Teller Makkaroni, der so lange auf dem Speiseplan stand, bis unser Konto nicht mehr im Minus war. Laure war noch nicht auf der Welt, und unsere laufenden Kosten hielten sich in Grenzen, sodass wir sogar noch etwas abzwacken konnten für Wochenenden in Port-Bou oder anderswo. Dort stiegen wir in den billigsten Hotels ab, gingen immer zu Fuß, um uns die Fahrkarten zu sparen, und

verköstigten uns an Imbissbuden mit Blümchenkaffee und trockenen Sandwiches zu unschlagbaren Preisen. Dafür faulenzten wir den ganzen Tag, sprangen kopfüber ins warme Meer, erforschten Grotten, betrachteten rotglühende Sonnenuntergänge, siffelten auf Terrassen billigen Wein, spazierten in Pinakotheken zwischen Meisterwerken herum, stopften unser Gepäck mit Monografien zeitgenössischer Künstler voll und verprassten am Schluss unser letztes Geld, indem wir uns den Bauch mit regionalen Spezialitäten vollschlugen. Diese Urlaube haben uns schnell ruiniert. Ich verdiente nicht viel, mehr als die Hälfte von Lous damaligem Lehrerinnengehalt ging für die Miete drauf, obwohl wir nur eine kleine Einzimmerwohnung in der Rue de Charonne hatten. Wenn wir uns vier Tage Sommerfrische gönnten, musste ich ziemlich ranklotzen, schnell die Fahnen abgeben und mir neue holen. Und nur dank der bescheidenen Hinterlassenschaft eines Onkels von Lou konnten wir uns die Südamerikareise leisten.

Nach Laures Geburt zogen wir nach Belleville, und Lou wurde Hausfrau. Unsere Ehe zerfiel allmählich, wir stritten über Gott und die Welt, ich war genervt von ihren Gewohnheiten, sie nannte mich einen Säufer und Süchtigen, nur weil ich trank und rauchte. Sie schloss sich den Yogajüngern an und ging wieder schwimmen, ich hatte mit Fitness nichts am Hut, nahm aber trotzdem nicht zu und blieb schlank wie eine Lärche. Laure diente uns als Puffer, wenn es lauter wurde. »Nicht vor der Kleinen!«, hieß es dann immer. Jeder machte sich wieder an sein Tagwerk, wir zögerten mit der Scheidung und überschritten den Rubikon nicht. Als verantwortungsbewusste Eltern wollten wir Laure nicht ohne Zuhause aufwachsen lassen, hin- und hergeschoben zwischen Vater und Mutter.

Es hätte uns gutgetan, wieder fremden Boden unter den Füßen zu spüren. Doch nun, wo ein weiteres Maul zu stopfen war, entkamen wir nur noch selten. Im Sommer, wenn wir das Bedürfnis nach ein bisschen Frischluft hatten, fuhren wir mit unserem kleinen Austin aufs Land, wo eine Freundin von Lou einen renovierten Mas besaß. Ich langweilte mich dort immer, baute Modelle für Laure, schmökerte ein bisschen herum, döste in der Hängematte und tauchte erst zum Aperitif wieder auf, ging mit den Hühnern schlafen und wollte bald zurück nach Paris, in die Bistros der Rue Oberkampf, in die ich mich nun auch zur Fahnenkorrektur zurückzog. Laure wuchs heran, Lou und ich waren kein junges Paar mehr. Ich begehrte sie noch, ihr Körper war nicht von hässlichen Fettwülsten entstellt, die Taille, die sie mit enganliegenden Röcken betonte, war schmal, die Wangen waren fest, die Arme anziehend gerundet, ihr Alter nicht an Krähenfüßen abzulesen (aber sie roch wie eine reife Frau, während Ulma sich mit fast vierzig eine mädchenhafte Anmut à la Lilian Gish bewahrt hatte). Lou strotzte vor Gesundheit, meine Schläfen waren grau, die Stirn voller Falten, die Leber malträtiert vom Saufen, die Lunge schwarz vom Rauchen, das ich auch nachts nicht ließ. Sie lebte vegetarisch, ich war Fleischfresser. Sie trank abends Kräutertee, um gut zu schlafen, ich nahm Lexomil. Ich hing in Bars herum, wo ich neben anderen Nachtgewächsen allein vor mich hintrank, sie ging in literarische Teesalons, wo sie zwischen zwei Haikus am Darjeeling nippte und Makronen naschte. Sie entfaltete schon frühmorgens große Aktivitäten, räumte und putzte, bis alles glänzte, ich war ein chaotischer Langschläfer, dessen Schreibtisch sich unter Tonnen von Papierkram bog. Sie war geradlinig und ging stracks auf ihr Ziel zu, bei mir dauerte es, bis ich reagierte. Wenn wir eingeladen waren, benahm ich mich, wie erwartet,

jedes Mal daneben, und sie musste alles wieder ausbügeln. Gesellig, wie sie war (anders als die zurückhaltende Ulma), war sie überall gern gesehen, ich dagegen fiel entweder mit der Tür ins Haus oder erging mich in sibyllinischen Anspielungen und brachte damit höchstens Rachid oder Hugues zum Lachen. Sie hatte nichts gegen Reiterkampfspiele, wo ich nur gezwungen und unter Protest hinging (genau wie Ulma, die ohnehin lieber zu Hause blieb), sie wusste über sämtliche Neuerscheinungen Bescheid (während Ulma nur immer wieder *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* las), ich dagegen wollte mir aus Prinzip nichts antun, was nicht durch den Filter der Zeit gegangen war. Sie führte Buch wie ein Kassenwart (und war mit ihrer Sparsamkeit das genaue Gegenteil der unberechenbaren Ulma, die, selbst wenn sie keinen müden Heller hatte, nie an den nächsten Tag dachte), ich warf das Geld zum Fenster hinaus, seit wir nicht mehr verreisten, und hätte ohne sie unsere Ersparnisse längst aufgebraucht. Sie hatte sich von den humanitären Organisationen, denen sie in ihrer Jugend angehört hatte, wegen deren Schlampereien getrennt, ich bestand weiterhin darauf, an Bord meines Bücherbusses Illegale zu alphabetisieren. Sie wählte Zentrum, ich war Nichtwähler mit Anarchotendenz. Die politischen Debatten, die ich mit Rachid, dem Globalisierungsgegner, führte, waren für sie Kaffeehausgeschwätz. Wenn Hugues und ich uns über die neuesten Nachrichten unterhielten, meinte sie, wir seien in Wahrheit reaktionär und sprächen wie Blinde von der Farbe. Ein Abgrund tat sich zwischen uns auf. Genauso uneins waren wir in der Erziehung. Obwohl Direktorin einer öffentlichen Schule, wollte Lou unsere Prinzessin in ein privates Internat stecken, weil sie dort besser beaufsichtigt wäre, ich wandte ein, dass sie bestimmt nicht vorankommen

würde, wenn sie sich mit Vatersöhnchen einließe, sondern sich höchstens Snoballüren einhandeln könnte. Sie verzärtelte Laure, ich öffnete ihr die Augen für die erschütternde Wirklichkeit. Sie wollte es beim Einzelkind belassen, ich hätte gern noch einen Jungen gehabt, mein Ebenbild in Aussehen und Ansichten.

Lou war die Jüngste in einer großen Familie gewesen und hatte sich mit ihren Halbbrüdern aus erster Ehe nicht vertragen. In ihrem Elternhaus in Quimper herrschte eine tiefe Abneigung zwischen ihr, dem Federgewicht, und den drei Kraftbolzen, die ständig Stunk machten. Als sie mit mir zusammenkam, gelobte sie daher, nie mehr als ein einziges Kind zu haben, und bitte um Himmels willen ein Mädchen! Die männliche Dominanz hing ihr nämlich zum Hals heraus, und so solidarisierte sie sich jedes Mal mit Laure, wenn ich es wagte, ihr einen Jungen, der besser war, als Vorbild zu empfehlen. Beide argumentierten, dass der schließlich Nachhilfe bekomme und sein Vater, ein Ingenieur, ihn fördere, während ich keinen Cent für Mathestunden lockermachte, aber ständig an ihr rumkittelte. Dann war Feuer am Dach. Lou beschuldigte mich, ein egozentrischer Macho zu sein, Laure behauptete, die Lehrer zögen die kleinen Pickligen, die nie etwas sagten und keine Ideen hätten, zornigen, phantasievollen Wesen wie ihr vor. Das Zerwürfnis wurde von Tag zu Tag größer, Lous Augen schleuderten Blitze, ich versuchte die Wogen zu glätten, und Laure nutzte das aus, um die Erlaubnis zu kriegen, in die Disco zu gehen, obwohl sie noch nicht genug gelernt hatte, worauf sie zu Recht durch die mündliche Prüfung fiel. Nicht dass sie unbegabt war, sie hatte ganz gute Noten in Französisch und Kunst, aber das Gymnasium engte sie ihrer Meinung nach zu sehr ein und erstickte ihre Kreativität, die sich allerdings in eher bizarren Allüren zeigte: Laure machte,

mit einem gewissen Talent, wie ich zugeben muss, Schwarz-weiß-Fotos von Straßen ohne Passanten und kahlen Bäumen. Josef Koudelkas Panoramabilder faszinierten sie, und so wenig sie westliche Gesichter inspirierten, so sehr träumte sie davon, das Leben der Zigeuner zu porträtieren. Sie hatte auch eine Gipsyphase, in der sie lange Blumenkleider, schwere Armbänder und Klimperohrringe trug, bevor sie sich für Gothic entschied, da dieses Outfit besser zu ihrer antibürgerlichen Haltung passte. Sie hatte recherchiert, sogar Dokumente über die Roma in der Bibliothek Parmentier entliehen und damit wenigstens ein Thema gründlich studiert. Sie war ziemlich stolz, mich auch einmal überraschen zu können, indem sie mir einen ausführlichen Vortrag über die Migration dieser Nomaden hielt. Leider waren solche Gefechtspausen, die ihre Revolte gegen die Erwachsenen punktuell durchbrachen, selten. Im Allgemeinen war sie ein Trotzkopf, als ob sie ihre Originalität nur beweisen könnte, indem sie nie einen Fußbreit zurückwich, als ob es bei unseren Kämpfen, die immerhin mit Samthandschuhen ausgetragen wurden, nur darum gegangen wäre, den anderen in den Sack zu hauen. Und da Lou und ich nie an einem Strang zogen und daher keine wirkliche Autorität über Laure hatten, gab sie sich nie geschlagen und gehorchte ausschließlich ihren Launen.

Bevor Ulma auftauchte, war ich weder glücklich noch unglücklich. Meine Ehe lief soso lala, aber ich hatte auch keine Abenteuer. Ich will nicht leugnen, dass ich manchmal in Versuchung geriet. Das Lächeln einer Nachtschwärmerin in einer Bar, die nackten Beine einer Urlauberin, die sich am Strand sonnte, das hübsche Dekolleté einer Italienerin, die sich in Paris verirrt hatte, die rosige Haut einer üppigen Bäckerin, der herbe Charme einer Lolita reichten, um meine Sinnlichkeit zu wecken. Manche wären auch durchaus

empfänglich gewesen für meine zurückhaltende Art, die mich von hemmungslosen Angebern unterschied. Aber es blieb immer bei ein paar Worten, einem Mojito, einem Spaziergang im Jardin des Plantes, einem Kinoabend, auch wenn sie mir beim Abschied die Arme um den Hals legten, sich an mich schmiegen oder mich sogar verstohlen auf den Mund küssten. Den Kopf voller Bilder von ihnen, bewahrte ich Stillschweigen über diese harmlosen Seitensprünge, Lou hätte doch nur gesagt, ich laufe jedem Rock hinterher und plustere mich auf, wie nicht anders zu erwarten. Sie habe keine Lust, Dinge zu beschönigen, ich wolle ja doch nur das eine, lauere ständig auf Gelegenheiten, meiner Fleischeslust zu frönen, und würde selbst die elftausend Jungfrauen zur Strecke bringen, wenn man mich ließe. Bestimmt hätte ich sie mehr als einmal betrogen, sie, die noble Gefährtin, die nie auf die Idee käme, ihren Mann auszuspionieren, wie sie mit süßsaurem Ton hinzufügen würde, eine Frau mit Köpfchen, der gebrochene Treueversprechen nichts anhaben könnten. Wenn sie eins meiner Bücher aufschlug und auf dem Deckblatt einen hingekritzelten weiblichen Vornamen samt Telefonnummer fand, versteinerte sich ihr Gesicht, aber sie blieb gefasst, als ob nichts, was von mir kam, sie erschüttern könnte. Hoheitsvoll gab sie mir zu verstehen, dass es sie nicht kratzte, wenn ich mich mit etwaigen Eroberungen amüsierte, eine Erotomanin da, eine Männerfresserin dort, das ließ sie kalt. Sie war schließlich kein Gendarm und betrachtete ihren Mann nicht als ihren Gefangenen und so weiter. Trotzdem unterstellte sie mir, in jedes Bett zu hüpfen, das am Wegesrand stand, zu jedem Flittchen, das nicht bei drei auf dem Baum war. Sie habe mich lange zappeln lassen, erzählte sie Laure, und Bedingungen gestellt, als ich ihr in aller Form den Hof gemacht hätte,

nach endlosen mühsamen Annäherungsversuchen habe sie mir einen Kuss gewährt und mir erst am Morgen nach der Hochzeit ihre Schlafzimmertür geöffnet.

Dabei sei ich bei Weitem nicht der Einzige gewesen, der ihr nachgelaufen sei, ich hätte mit einem ihrer Mitstudenten, einem pausbäckigen Latinisten, rivalisiert, mit einem holländischen Immobilienmakler, der ihr die Studentenwohnung im Quartier des Abesses vermittelt habe, und einem unermüdlichen Karrieristen. Im Hintergrund habe es noch andere, weniger eifrige Mitbewerber gegeben, einen mondänen Rastignac, der sehr viel geschrieben habe, unter anderem Reden für einen Abgeordneten, und einen Gymnasiallehrer für Englisch, der ganz schön was auf dem Kasten gehabt habe. Pech für sie, dass sie sich für mich entschieden habe, bei dieser Auswahl! Mit dreiundzwanzig sei sie ziemlich aufgefallen, auf der Straße hätten sich die Passanten nach ihr umgedreht, Lastwagenfahrer ihr hinterhergepiffen und die größten Weiberhelden sie angesprochen. Und am Ende hätte ich den Zuschlag bekommen, warum, wisse sie selbst nicht genau, vielleicht weil ich ein »Zugereister« war und wie ein verwirrtes Genie aussah, was sie dahinschmelzen ließ. Sie hatte nur eine vage Vorstellung von Asien, das für sie der Kontinent des Zen-Buddhismus war, und verschwommene Bilder von meiner Heimat: endlose Reisfelder, palmengesäumte Strände, vom Krieg verheerte Landschaften. Sie war erst zehn, als antiimperialistische Demonstranten den Abzug der amerikanischen Truppen aus Vietnam forderten, und machte gerade ihr Abitur, als der Exodus der Boatpeople, die vor dem aufkommenden Totalitarismus flohen, die Schlagzeilen beherrschte. Sie konnte sich daran erinnern, dass Ho Chi Minh als Befreier Indochinas gefeiert wurde, als zweifacher Sieger, einmal in

der Schlacht gegen die französischen Fallschirmjäger und dann im Kampf gegen die amerikanischen GIs, auch wenn er vor der Einnahme Saigons durch die Kommunisten und der Errichtung einer sozialistischen Republik im wiedervereinigten Vietnam verstorben war.

Ich beklagte mich nicht über mein Emigrantendasein, ich hatte einfach mit einem Strich ein paar Seiten meiner Biografie getilgt. Und wie ein Maurer ein Mäuerchen verfugt, hatte ich meine Verteidigungslinie mit unübertretbaren Prinzipien befestigt: das Vaterland nicht überall mit hinschleppen, die Haltetaue lichten, ohne mit Mann und Maus unterzugehen, den Zähler auf null stellen, wenn der Staub der Vergangenheit von meinen Schultern gebürstet ist, nichts vergessen, nichts verleugnen, aber nicht wie ein Hund zu seinem Erbrochenen zurückkehren, meine Empfindsamkeit im Zaum halten, auch wenn ich mir Gewalt antun muss. Auf diese Weise erreichte ich ein scheinbares Gleichgewicht, das nicht ohne falsche Töne auskam, ich log, indem ich Dinge wegließ, wenigstens brüstete ich mich nicht mit dieser vermeintlichen Offenheit, in deren Namen so viele Taktlosigkeiten begangen werden.

Das alles wäre noch eine ganze Weile lang gut gegangen, wenn Ulma nicht am Horizont erschienen wäre. Als ich ihren Brief bekam, wurden mir die Knie weich. Das war vor knapp einem Jahr. Weder meiner Frau noch meiner Tochter gegenüber erwähnte ich etwas davon. Aber sie kamen bald dahinter, dass es Ulma gab. Laure war es egal, Lou heuchelte Gleichmut, aber in ihrem Inneren kochte und brodelte es, was sie durch Andeutungen oder erpresserisches Schweigen verriet. Tatsächlich hatte ein wahres Erdbeben stattgefunden, dessen Ausmaß ich erst allmählich begreifen sollte. Lou brütete über dunklen Plänen, und ich bewies auf meine Kosten die Gültigkeit des